

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1917)

Artikel: Die sieben magern Jahre : Erinnerungen an die Hungerjahre in Graubünden
Autor: Hartmann, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SIEBEN MAGERN JAHRE

Erinnerungen an die Hungerjahre in Graubünden

Von B. Hartmann

Man sollte es eigentlich nicht gedruckt lesen, sondern im Halbdunkel mit auf dem Hengertbänkli sitzen, wenn der Gschworna Peter anfängt zu erzählen von anno 17. Es ist eine wunderbare Sache, wenn das Volk erzählt, oder eigentlich besser gesagt, wenn die Erzähler des Volks mit halblauter Stimme anfangen vom Vergangenen zu reden. Es sind ja immer die gleichen Leute, wenn man's recht betrachtet. Jede Dorfgeneration bringt ihrer zwei oder drei hervor. Die aber können's, und sie können's um so besser, je weniger sie's aus den Büchern haben. Bücherwissen ist ein sprödes, tonloses Ding, aber die mündliche Überlieferung ist eine freischaffende, melodische Macht. Der begnadete Zuhörer aber muß auch mithelfen. Er muß eins können: lauschen und noch einmal lauschen ohne jede Rechthaberei, sich geben, als würde er von allem nichts, geschweige denn, daß er's besser würde als der Volkspoet, der soeben seine Pfeife ausgeklopft hat. Nur so vernimmt man das Rauschen der Volkserzählung, die aus dem Vergangenen ein Gedicht macht.

Und ein großes, schwermütiges Gedicht hat unser Volk aus seinen Hungerjahren gemacht, und 1916/17 ist ein wahres Jubeljahr der Volks-erzählung geworden, besonders eben, weil es so bös kam. Krieg, Teurung, schlechtes Wetter — kein Wunder, daß alle Hungerjahre vergangener Zeiten lebendig wurden. Aus lange verschlossenen Quellen ist's da herausgestromt, was unsere Väter gehungert, geangstet und gelitten haben. Und zuletzt war noch der beste Trost in diesem trüben, von Krieg und Regen verdunkelten Jahr, daß man sich sagen konnte: Mag kommen, was da will — kleiner und teurer kann das Brot nicht mehr werden, als anno 1817, und die Keller nicht leerer.

Saß uns da noch vor wenig Wochen einer gegenüber, dem ein Gott gegeben hatte zu sagen, was sie einst litten, ein Bergbauer, den's in Amerika herumgetrieben hatte, bis das große Bündner Heimweh ihn zurückführte in die alte Heimat mit dem alten kargen Boden und den alten Sorgen. Der berichtete vom Großöhi in Valzeina, der ein wackerer Säumer gewesen sei sein Leben lang. Im Sommer habe er tagsüber daheim geheuet und die Nacht durch Mehl gesaumet von Malans durchs Vorderprättigau hinein nach Furna. Und wenn die Hähne krähten und der Tag anbrach, dann habe er daheim sein Saumroß in den Stall gestellt und selbst die Sense wieder in die Hand genommen zum Tagwerk. Und so sei's dann gewesen im bösen Jahr 1817, daß er am Donnerstag auf dem Malanser Wochenmarkt den Malter Weizenmehl für 120 Gulden erstand. Wie er aber am nächsten Donnerstag wieder gekommen sei, da habe das gleiche Quantum gerade noch 20 Gulden gegolten. — Gut gelogen! denkt der geneigte Leser. Wir aber mußten denken: Gut erzählt! Und wenn der Erzähler ohne Bedenken drei Hungerzeiten in eine zusammenzog, so war's nichts als ein gutes Recht des

Volkspoeten. Der schändliche Kornwucher, der hinter der Geschichte steht, mag eine Erinnerung gewesen sein an die Notjahre 1770—72, der Weizenpreis aber mit seinen 120 Gulden pro Maltersack stimmt genau für den argen Frühling 1817, der Großöhi aber, nun der trieb jedenfalls noch nicht als Wickelkind das Säumergewerbe, sondern gehört eben in die bitterbösen 40er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, wo so manch ein wackerer Bündner Bauer an seinem heimatlichen Glück rein zweifelte und darum in Amerika billigeres Brot suchte. Soweit und dichtet die Volkserzählung, und sie hat ihr gutes Recht dazu. Aber der Erzähler im Bündner Haushaltungsbuch wird's doch etwas genauer nehmen müssen.

1770—72.

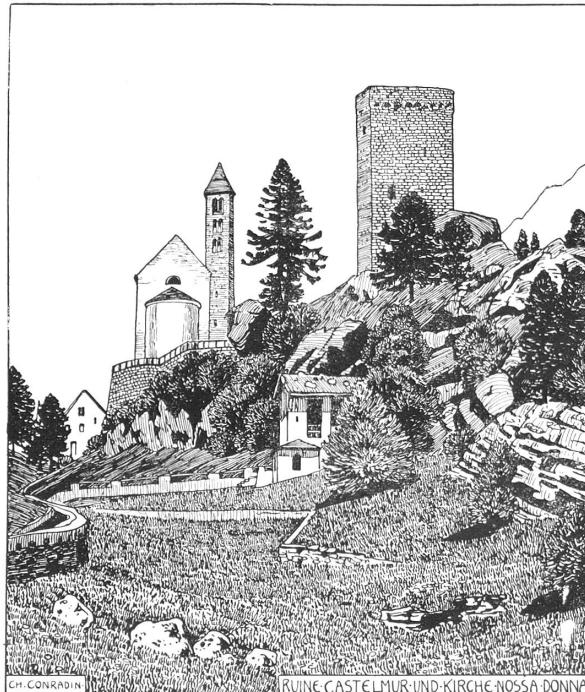
Es ging fast wie bei den Rüfinen und Wassergüssen im Lande Graubünden, von denen die älteren Leute erzählen, daß sie alle fünfzig Jahre kommen müßten. Dreimal in Zeit von 100 Jahren hat Bünden seine bitterbösen Erntejahre gehabt, und wenn man sie zusammen rechnet, gibt's ihnen wohl mindestens sieben. Zuerst 1770 bis 1772, dann 1816/17 und endlich in den auch politisch so aufgeriegelten vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts

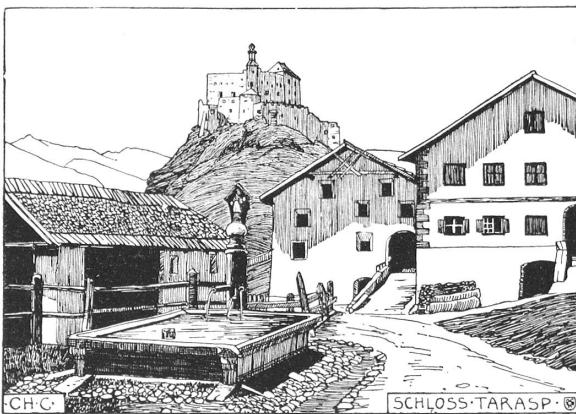
Das schlimmste war wohl 1770—72. Nicht der Kornpreise wegen. Die waren im April und Mai 1817 womöglich noch schlimmer. Aber man stand ihnen damals noch rein wehrlos gegenüber, ohne helfenden Staat. Das Elend dauerte 3 Jahre. Ein ungewöhnlich schwerer Winter war vorausgegangen. Noch vor nicht allzulanger

Zeit war auf einem alten Hause in Ruschein die seltsame Inschrift zu lesen, daß am 27. März 1770 in jenem Dorf des Abends in der Sonne ein 15 Schuh langer Eiszapfen gemessen wurde. Schrecklicher Schnee und bittere Kälte dauerten an bis zum 15. April, so daß man im Prättigau über 4 Monate lang weder Geiß noch Schaf aus den Ställen lassen konnte. Von der Wintersaat war vieles ausgestorben, so daß man im Frühjahr den Acker neu bestellen mußte. Noch am 3. Mai konnte man auf Davos mit Rossen ohne Gefahr den See passieren, im Laret war der Schnee noch fünf Schuh hoch, eben so auf St. Antönien. Gegen Ende Mai trat Föhnwetter ein, der ganze Juni aber war wieder naß und kalt. Infolge der furchtbaren schmelzenden Schneemassen ging am 6. Juni der Bergsturz von Mombiel bei Klosters nieder, der 11 Häuser mit 13 Haushaltungen verschüttete. 17 Personen kamen dabei um. Die Churer Alpen bestieß man erst Mitte Juli und Anfang Oktober fing's schon wieder an kalt zu werden.

Selbstverständlich brachte das Jahr 1771 eine große Teuerung, doch nicht wie 1817, um mit einer erlösenden Ernte abzuschließen. Die Witterung blieb ganz ungünstig, und 1772 war abermals ein Mißjahr.

Das Schlimmste war, daß die Getreidezufuhr aus dem glücklichen Italien jeder, auch der leisesten Organisation entbehrt. Der veraltete Staat, der diesen Namen kaum verdiente, stand dem Elend wie dem Wucher machtlos





gegenüber. Die Saumroßbesitzer und Inhaber der Fuhrleite beuteten die Notlage rücksichtslos aus. Nicht die hohen Brotpreise prägten sich damals dem Volk am tiefsten ein, sondern die unsinnigen Transportkosten. Scharenweise pilgerten ärmere Leute aus der Nordostschweiz, dem Churer Rheintal und dem Prättigau über den Splügenberg nach Cläven, um auf ihrem Rücken etwas Reis und Brotfrucht nach Hause zu schleppen. Nicht selten waren's ganze Familien. Landammann Johannes *Salzgeber* von Seewis, damals Gehilfe in einem Clänver Handelshaus, berichtet in seiner Chronik als Augenzeuge erschütternde Dinge von diesen Ärmsten, die gelegentlich unter ihrer Last entkräftet, wie sie waren, zusammenbrachen oder gar in den Felsen der Cardinell am Splügenberg vom Sturmwind in die Tiefe gefegt wurden.

Gewiß hat auch in jenen Jahren die Wohltätigkeit der Vermöglichen eingegriffen. Der Bündner Adel stand noch in guten, teilweise glänzenden Vermögensverhältnissen, und ihm wird manche gute Tat nachgerühmt. Wie ein leuchtender Stern über allem steht aber die Gutherzigkeit eines einfachen Pussereiner Bauern, der mit heiligem Eigensinn seine Molken, Butter und Käse an Bedürftige zum Preis der gewöhnlichen Jahre abgab, obschon ihm Händler genug das Doppelte anboten.

Ob in jener Zeit in Graubünden viele Leute Hungers starben, konnten wir nicht feststellen, wohl aber grasierte, ohne Zweifel infolge mangelhafter und unzuträglicher Kost, in unsern Bergen ein typhöses Fieber, dem nicht wenige erlagen. Geradezu erschreckend ist die Totenliste des kleinen Bergeller Dorfes *Soglio*. Sie weist für 1771 55 Namen auf gegen ein sonstiges Jahresmittel von 10. Schwer zu leiden hatte auch unter der Not der Zeit das 1771 von Haldenstein nach dem Schloß *Marschlins* verlegte Philanthropin, die berühmte Privatlehranstalt Graubündens. Die Ernährung der Zöglinge stieß auf die größten Schwierigkeiten. Ein Hungertyphus brach aus, dem nicht wenige Schüler zum Opfer fielen, der aber leider auch Graubündens größten Gelehrten und Pädagogen, den edlen Professor *Martin Planta*, hinwegraffte († 1772).

Immerhin hatte das große Elend dieser Jahre die erfreuliche Folge, daß seit 1773 der Anbau der *Kartoffel* in Graubünden allgemeiner wurde. Wohl waren Mais und Kartoffel schon 50 Jahre zuvor durch den Präsidenten v. *Salis-Marschlins*, den Vater des Ministers Ulyss. v. Salis, eingeführt worden. Aber es brauchte die entsetzliche Landeskatastrophe der 70er Jahre, um den Leuten die Augen zu öffnen für den Segen der neuen Kulturen. Als schlimme Folge dieser bösen Jahre darf aber ein geradezu beängstigendes Überhandnehmen des *Haus- und Straßenbettels* in unserm Lande nicht verschwiegen werden. Die Zahl der herumziehenden Bettler mehrte sich so, daß der Bundestag sich Jahr für Jahr mit der Armmnot befassen mußte, ohne einen Ausweg zu finden. Manche Familien waren offenbar in den Hungerjahren gänzlich verarmt, und noch fehlte die kräftige staatliche Organisation, die ein soziales Werk großen Stils wagen durfte. So gerüstet ging man der Revolutionszeit und den napoleonischen Kriegen entgegen.

1816/17.

Die furchtbarsten politischen Erschütterungen hatten das 19. Jahrhundert eingeleitet. Unser verarmtes Land sehnte sich nach den Segnungen des Friedens. Der einst reiche Adel war durch den Verlust des Veltins eines großen Teils seiner Mittel beraubt, das Landvolk hatte sich von den Kriegen noch kaum notdürftig erholt, da kam 1816, das Mißjahr ohne gleichen, das klassische Hungerjahr, dessen Andenken in unserem Volk noch fortlebt. Es war ein Jahr, in dem's nicht Sommer werden wollte. Die Saaten reisten kaum in den Niederkünigen, geschweige denn in den höheren Lagen. Hochgelegene Alpen konnten gar nicht bestoßen werden. Der Bauer sagt ein bißchen grob aber nicht ohne Witz und Weisheit: „Ein Hund bringt einen Hund.“ So ging's anno 1816. Auf den kalten Sommer folgte ein grimiger Winter. Die Hoffnung auf einen frühen Frühling wurde zunichte. Im April gingen die Vorräte zu Ende, und die allgemeine Notlage in Süddeutschland und der Schweiz hemmte die Einfuhr. Gegen Süden hin fehlte noch die Straße, die einen raschen Lebensmittelnachschub aus Italien möglich gemacht hätte. So steigerte sich in den Frühlingsmonaten 1817 die Not ins Ungeheure. Zwar hatte die Regierung des neu geschaffenen Staates Graubünden, der ja nun ein Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft geworden war, etwelche Maßnahmen getroffen, die dankbar anerkannt wurden, aber die große Hilfsaktion des Staates kam zu spät, um rechtzeitig zu wirken. Die Ausfuhrverbote für Butter und Sauerkraut waren wohlgemeint und in ihrer Art gewiß heilsam. Aber was konnten sie einem Land aufhelfen, das vergeblich nach Einfuhr von Brot und Reis schrie!

Wohl war die Not nicht überall gleich drückend. Am meisten scheinen die Gegenden gelitten zu haben, die ziemlich viel Getreide bauten, besonders das Bündner *Oberland*. In der *Herrschaft* ging's noch an, und mündliche Überlieferung berichtet, daß man im *Prättigau* an Fleisch und Käse nicht Mangel litt. Nur Brot und Kartoffeln trieb man nicht mehr auf. So litten am schwersten die Leute mit kleinem oder gar keinem Viehstand, vornean die Stadt *Chur*. Sie mußte wohl zum erstenmal den Fluch des Stadtlebens erfahren. 1200 Personen der etwa die doppelte Einwohnerzahl zählenden Stadt waren gar nicht mehr oder nur noch teilweise fähig, ikren täglichen Unterhalt zu beschaffen.

Für den, der die damalige Kaufkraft des Geldes nicht genau kennt, hat's wenig Wert, wenn wir ihm die Lebensmittelpreise von 1817 aufzählen. Erst kürzlich noch ging uns eine mächtige Familienbibel durch die Hand, auf deren Vorsatzblatt der damals zwölfjährige Sohn auf Geheiß des schriftkundigen Vaters die Nahrungsmittelpreise von 1817 eintragen mußte. Wir verzichten auf die Aufzählung; nur so viel: Heu galt das Klafter 50 bis 70 Gulden und ein Malter Weizen galt 100-120 Gulden. Daneben muß man wissen, daß man in den vorangehenden Jahren eine schöne Kuh nicht höher bezahlte als mit 130 bis 150 Gulden. Eine ergreifende Schilderung der Not gibt ein im Kloster *Cazis* aufbewahrtes Manuskript, wahrscheinlich verfaßt vom damaligen Klosterverwalter, Landamm. Balth. Tschupp, Paspels.



Leider ist es nicht ganz leicht — wie bei den meisten Berichten über die Hungerzeiten —, an allen Stellen genau auseinanderzuhalten, wie weit die geschilderten Zustände auch in Graubünden herrschten.

„Nicht nur waren die Preise so hoch, sondern man bekam um das Geld auf der Hand nicht einmal Brot und Mehl mehrere Wochen in der ganzen Stadt Chur, und die größten Herren in Chur mußten zum Kaffee Erdäpfel essen. Man sammelte die Knochen und Beiner des geschlachteten Viehs aus allen Küchen, mahlte sie und sott sie in Knochensiedereien zu Suppen; man machte Brot, besonders im Vaduzischen und St. Gallischen, aus Grünschen und Träster von Holzäpfel. Viele Familien zogen ihr Leben noch durch mit Grassorten in unseren Gegenden. — Aus allem dem läßt sich nun leicht die große Sterblichkeit erklären, die in der ganzen Schweiz, Deutschland und Welschland wütete. Die Leute fielen auf den Straßen wie die Mücken nieder; man fand Tote auf den Wegen; über Nacht verschmachteten die Armen in den Ställen; die man auf dem Schub führte, gaben auf Wägen ihren Geist auf. Hier — in Cazis — fand man auf dem Friedhof bei der Pfarrkirche nicht mehr Platz, die Toten zu begraben, daß man geneigt war, bei St. Martin (die alte Kirche auf den Cazner Wiesen am Ufer des Rheins) Anstalten zu machen, die Leichen zu beerdigen. Obwohl es nicht geschehen, weil die Teuerung allmählich wieder aufhörte.“

„Noch ist zu merken, daß man viele Dörfer in unserer Nachbarschaft und in mehr entfernten Gegenden mit Wachen umgab, die armen Kommenden abzutreiben. In andern Gemeinden verbot man sogar den Hausarmen und Eingeborenen das Betteln gehen und quartierte sie ein wie die Soldaten, bis sie endlich verschmachteten. In einigen Dörfern gab man nur an einem gewissen Tage den Armen das Almosen und ließ sie die übrigen Tage lieber des Hungers sterben oder leiden. Aber je politischer man die Sache angriff, je härter man die Armen hielt, desto größer ward die Not, der Segen Gottes kleiner und das Geschrei der Armen durchdrang die Wolken, die laut mit Heulen, einige wohl gar mit Fluchen und Gotteslästerung schrien, wenn sie von den Wachen und Landjägern abgewiesen und fortgepeitscht wurden. Man kam auch hier in der Gemeinde auf den Gedanken, uns (dem Kloster Cazis) zu verbieten, die tägliche Armsuppe auszuteilen, um so ja nicht die Armen herbeiziehen, was Gott doch nicht geschehen ließ.“

Der Cazner Klosterverwalter schließt sodann mit Angaben über die in der Tat großartige Hilfstätigkeit des Klosters.

Wenig bekannt ist heute noch, daß Bünden sein *Hungerjahr-Epos* hat in einem romanischen Liede von 50 Versen. Verfasser ist Pfarrer *Julius Carisch* von Andest, der später seine Berggemeinde verließ und als Feldprediger im holländischen Dienst jung starb. Das romanische Gedicht durchgeht alle Sorgen und Entbehungen jener Zeit und erhebt sich nicht selten zu poetischer Höhe. Besonders fein empfunden sind die Strophen, die der Zeit gelten, da der halbverhungerte Bauer mit seinem ausgemergelten Zugtier das Feld bestellt, hoffend, daß eine gute Ernte dem Elend ein Ende mache. Nicht jeder, der so hoffend den Acker pflügte, erlebte die Ernte. Dem Hunger war auch jetzt wieder eine verheerende Seuche gefolgt. Wir zitieren eine der Schlußpartien aus Pfarrer Carischs Gedicht in der trefflichen Übersetzung von Pater Maurus Carnot.

Der Sommer ging. Der Herbst läßt blicken
Das nahe Lebensbrot.
Doch, da schon reife Ähren nicken,
Hält Ernte schlimm der Tod.
Da ging hinaus, die Sichel tragend,
Aufs Feld die Schnitterin.
Die Sichel führend, hungernd, klagend
Stürzt sie zur Erde hin.
Noch eine gelbe Ähre reicht sie —
Das letzte Erdenbrot —
Dem Munde sterbend, dann erleicht sie,
Sie röchelt und ist tot.

Aber nicht genug an dem. Das Hungerjahr 1816/17 hatte für Graubünden noch seine besondere Tragik. Ein Großteil der Not hätte vermieden werden können, wenn die Splügenstraße um ein Jahrzehnt früher gebaut worden wäre. Wohl hatte Italien auch keinen Überfluß, aber seine Meerhäfen vermittelten namhafte Mengen überseeischen Getreides. Auf den schlechten Gebirgs pfaden staute sich aber der Verkehr dermaßen, daß Bestellungen vom Frühling 1817 erst im Oktober ihren Bestimmungsort erreichten. Und endlich —, es fehlte nicht an mahnenden Stimmen, die schon im Sommer 1816 das Furchtbare voraussagten, aber ungehört verhallten. Der Churer Bürgermeister und Kaufherr *Joh. Friedr. v. Tscharner*, einer der edelsten und weisesten Bündner seiner Zeit, sah klar voraus, was kommen werde und mahnte dringend zu staatlichen Getreideankäufen in Italien; aber es dauerte Monate, bis man seine Warungen ernst nahm. Wir müssen dem getreuen Eckhart unseres Landes selbst das Wort geben. 1819 schrieb er an einen Freund: „... Schon im Mai 1816 sah ich die Teurung heranrücken und warnte fruchtlos. Ehe noch irgend eine Regierung schützende Vorkehrungen von Bedeutung getroffen hatte, brachte ich für Stadt und Land Maßregeln in Vorschlag, welche, wenn sie ergriffen worden wären, Bünden ohne jeden Aufwand von seiten öffentlicher Kassen vor jeglichem Mangel gesichert haben würden. Vergebens. Ich fand keinen Glauben, wohl aber Gleichgültigkeit, Kaltsinn, Sjott, absichtliche Hemmnisse. Wie Trojas Untergang der Seherin Cassandra, schwiebte mir, mit unendlicher Bangigkeit, das Elend von 1817 vor den Augen. Man fand dieses Zagen lächerlich und unzeitig. Der Winter brach ein. Ich brachte endlich mit einer vom Kleinen Rat erlassenen dringenden Aufforderung zuwege, daß von Chur 15 000 Gulden, und vom ganzen übrigen Lande 9000 Gulden zu Kornankäufen verbürgt wurden, wofür mit etwelcher Zulage aus der Landeskasse ein Quantum gekauft wurde, das nachher der größten Not hie und da vorbog. Noch im November 1816 wollten die einzelnen Gemeinden trotz aller Warnungen und Ratschläge nichts tun. Einige, in denen nachmals das Elend aufs höchste stieg, versicherten, nichts zu bedürfen, — vermutlich, weil die Herren Amtleute und Geschwornen noch Küche und Keller voll hatten. In der Stadt gleiche Sorglosigkeit, gleiche, wie vorsätzliche Kurzsichtigkeit, und alle Anträge zu Kornankäufen abgeschlagen oder durch Nichtausführung verfeit. Dr. Raschèr und ich beinahe allein, immer in Sorgen und Planen für Abwendung der Not und nirgends tätige Mithilfe. Einige freiwillige Gaben, so reichlich sie sein mochten, waren unzureichend; Vorsorge nur einigermaßen umfassend unter solchen Umständen unmöglich. Jetzt, im April 1817, brach die Not mit Gewalt herein. Alles schrie und rief zu Kornankäufen — aber zu spät!“

So schreibt J. Fr. v. Tscharner, und an der Zuverlässigkeit seines Berichtes ist nicht zu zweifeln. Doch läßt sich nicht erkennen, daß die Erzählung eines so direkt Beteiligten nach gewissen Ergänzungen ruft. Ganz so tatlos, wie man nach Tscharners Darstellung meinen könnte, blieben weder die *Regierenden des Kantons* noch die *Gemeindeväter*. Schon im Juli 1816 wurde ein, allerdings nicht sehr namhafter, Getreideankauf von Regierungs wegen gemacht. Man folgte dabei dem Beispiel anderer Kantone. Der September sodann brachte einige regierungsrätliche Verfügungen, die alle Achtung verdienten. So das Ausfuhrverbot auf Erdäpfel und Butter. Der Vorkauf auf Wiederverkauf der Erdäpfel wurde durch gleichen Erlaß für ganz Graubünden verboten, also dem Wucher mit diesem notwendigen Nahrungsmittel ein Riegel geschoben, und endlich wurde das Branntweinbrennen aus Kartoffeln streng untersagt. Aber richtig ist leider, daß ein großzügiges Sanierungswerk im günstigen Augenblick unterblieb. Wie man endlich in der Lage war, an die Gemeindevorstände zuhanden der Notleidenden größere Quantitäten Korns abzugeben, war die schlimmste Not bereits gebrochen. Eins aber darf nicht vergessen werden, auch wenn seine Wirkung eine mittelbare war: Die heilsamste Staatsaktion in jenen

Notjahren 1816/17 war die eindringliche Erklärung, daß jede Gemeinde pflichtig sei, für ihre notleidenden Bürger zu sorgen. Sie war seit 1803 stets wiederholt worden und 1816 mit besonderem Nachdruck. Hier zeigte sich zum erstenmal die segensreiche Wirkung des modernen Staats auf dem Gebiete des Armenwesens. Was 1770—73 noch in vielen Bündner Gemeinden gefehlt hatte, war nunmehr doch an manchem Ort schon in recht erfreulichem Maß vorhanden: verantwortliche Armenbehörden. Ja, es gibt Gemeinden, deren Armenwesen gerade in den Notjahren 1816/17 anfängt Ordnung und Zielbewußtsein zu gewinnen.

Auf verschiedene Arten wurde von den *Gemeinden* vorgegangen. Es gab solche, die ihren notleidenden Bürgern mit Geldvorschüssen zu Hilfe kamen. Allgemeiner verbreitet war wohl die Methode, daß man bei den Vermöglichen Kartoffeln, Korn und andere Feld-

einigen tatkräftigen Männern gelang es, sie aufrecht zu erhalten, ja ihre Leistungen enorm zu steigern. Es gelang, monatlich über 700 Gulden aufzubringen, das bedeutet nach der heutigen Kaufkraft des Geldes eine monatliche Summe von an die 3000 Fr., somit 35—40 000 Franken pro Jahr. Die zweite Leistung war nun die zweckmäßige Verwendung der Mittel. Auch sie gelang. Allerdings hat diese außerordentliche Arbeit im Gebiete der Armenpflege Chur einen seiner edelsten Männer gekostet. Es war dies *Dr. Martin Raschèr*, der Freund Joh. Friedr. Tscharners, den wir aus dem oben angeführten Brief des Churer Bürgermeisters kennen. Er war auch einer von den einsamen Warnern gewesen, die schon im Frühsommer 1816 ihre Stimme erhoben und bei der Großzahl der Bevölkerung nichts ernteten als Gleichgültigkeit und Spott. Jetzt, da die Not dastand in Riesengestalt, hat dieser Edle buchstäblich sein Leben einge-



Nach einem Gemälde von Waldemar Fink

Abend im Gebirge

früchte einsammelte, um dem Mangel der Ärmern abzuholzen, und die Sammlungen hatten guten Erfolg. Wie dann im Mai 1817 die Not aufs höchste stieg, begannen Suppenverteilungen hin und her in den Dörfern. Daß es allerdings auch Gemeinden gab, die in brutaler oder wenigstens nachlässiger Weise sich ihrer Pflicht entzogen, wird nach dem Bericht des Klosterverwalters von Cazis leider kaum zu leugnen sein.

Die größte und schwerste Aufgabe wurde aber in der *Stadt Chur* bewältigt, und zwar scheint man hier mit viel Methode vorgegangen zu sein. Wenn wir bedenken, daß, wie oben erwähnt, nicht weniger als 1200 Personen in Chur während der bösesten Monate des Jahres 1817 auf Unterstützung angewiesen waren, d. h. 50 % der Bevölkerung, so ermißt man die Riesenaufgabe, die hier zu bewältigen war. Glücklicherweise verfügte man über ein ziemliches Maß von Erfahrung auf dem Gebiet der Armenpflege. Seit 1786 hatte Chur ein geregelttes Armenwesen in seiner sog. Armenanstalt. Zwar war die segensreiche Einrichtung in den Revolutionsjahren zusammengebrochen, aber die Zünfte hatten sie um 1804 neu aufleben lassen. Die Flutwelle der Not von 1816/17 wollte sie zuerst wieder wegspülen, aber

setzt. An der Spitze der Churer Armenanstalt arbeitete er wochen- und monatelang von früh bis spät in die Nacht, um das Elend zu bemeistern. Das Werk gelang, aber Raschèr erlag. Der edle Arzt und Wohltäter starb am 20. März 1818 am Nervenfieber im Alter von erst 48 Jahren.

Mit dieser Lichtgestalt aus jenen dunklen Tagen möchten wir unsere Erzählung von den sieben mageren Jahren in Graubünden schließen. Die Zahl der sieben ist zwar noch nicht ganz voll. Die zwei bis drei fehlenden müssen wir in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts suchen. Warten wir mit ihrer Schildderung, bis das Papier wieder etwas billiger geworden ist. Es ist ja auch für einmal genug des Schweren und Dunkeln erzählt. Nur soviel sei noch gesagt: Auch die große Not von 1816/17 war nicht des Segens bar. Der Bau der Splügenstraße, wie wir sie heute noch haben, ist eines ihrer Denkmäler. Man hatte eingesehen, wo man einzusetzen muß, wenn solche Katastrophen vermieden werden sollen. Und mehr — in jenen schweren Zeiten, da der einzelne machtlos dastand, war doch manchem aufgedämmt, was Gemeinde und Staat zu bedeuten haben. Man spür't's in den folgenden Jahrzehnten auf allen Gebieten. Nach einer bangen Nacht ward's hellerer Tag als sonst.